

# SICH SOLIDARISIEREN ODER: EIN WUNSCHKONZERT

---

Pasquale Virginie Rotter



*Wenn sich alle so solidarisieren könnten, wie sie sollten,  
wäre Solidarität nicht mehr notwendig.*

Was sind Anknüpfungspunkte für solidarische Bündnisse zwischen Schwarzen Deutschen und deutschen Juden und Jüd\_innen? Allein schon innerhalb einer Familie erschweren Verstrickungen, die Grenzen zwischen Täter\_innen und Opfern und damit die Richtung der Solidarisierung durchgehend klar zu bestimmen. Wie also individuellen und kollektiven, emotionalen und transgenerational vermittelten Verstrickungen mit all ihren Gleichzeitigkeiten und Widersprüchlichkeiten gerecht werden? Wie kann Solidarisierung zwischen Menschen aussehen, die unterschiedliche (Familien-)Geschichten und (traumatische) Erfahrungen mitbringen, die mitunter innerhalb einer Generation den Wechsel zwischen Privilegierung und Deprivilegierung erfahren haben und die ganz unterschiedliche Wege der Bewältigung und (Nicht-)Transformation dieser Erfahrungen gewählt haben?

Auch (Selbst-)Bezeichnungen wie Schwarze Deutsche und deutsche Juden und Jüd\_innen werden nicht von allen so bezeichneten Menschen geteilt. Müssen wir deshalb mit Begriffsklärungen beginnen?

Ich möchte stattdessen persönliche Schwarze Geschichten von Verbindungen und Transformation mitteilen.

Wien, Ende der 1980er Jahre

*Meine weiße Mutter widmet sich im »Prückel« statt meiner Grippe den Welt-  
nachrichten. Eine der Bridgespieler\_innen aus dem Hinterzimmer baut mir eine  
Liege aus Stühlen, besorgt eine Decke und bestellt mir einen Tee. Die Frau am  
Nebentisch schnauzt mich an, dass ich mit meinen Viren besser zu Hause ge-  
blieben wäre; meine Lieblingsbridgespielerin weist sie daraufhin zurecht. Als  
ich sie später frage, warum die Frau so gemein zu mir war, raunt sie mir ins  
Ohr: »Sie ist halt eine Nazi. Die mögen keine N. Doch keine Sorge, ich pass' auf  
dich auf.« Als Teenager – ich hatte längst begriffen, dass unter den Kartenspie-  
ler\_innen auch Juden und Jüd\_innen waren – frage ich sie, wie es sein könne,  
dass sie mit Nazis so friedlich und Tag für Tag Bridge spiele. Sie meint: »Was  
blieb uns anderes übrig? Die einen haben halt ‚Grüß Gott‘ gesagt, die anderen  
‚Guten Tag‘, und das Kartenspielen war unsere Katharsis.«*

Dies ist meine erste Erinnerung daran, mit dem N-Wort konfrontiert zu werden. Meine Lieblingsbridgespielerin wurde für mich erst sehr viel später als Jüdin sichtbar und erkennbar. Sie hat mich also gesehen, bevor ich sie sah. Ich wünschte, ich hätte früher gewusst, dass auch sie existenzieller Bedrohung ausgesetzt war, denn die Präsenz bedrohender und bedrohter Körper in jenem Hinterzimmer habe ich als Kind aufgesogen wie ein Schwamm, und so habe ich früh gespürt, dass es Menschen gibt, die sich die Vernichtung nicht nur meiner Existenz wünschen.

Einige Jahre zuvor hatte ich mit der Waldheim-Affäre eine jener Episoden miterlebt, die das Schweigen und die unzureichende Aufarbeitung der Nazi-Vergangenheit Österreichs aufbrechen und den von Rassismus und Antisemitismus betroffenen österreichischen Minderheiten die Fratzen unbewältigter Geschichte enthüllten. Meine jüdische Alternativfamilie machte zu der Zeit Waldheim-Witzchen am Abendtisch, doch unter meiner Haut spürte ich ihren Horror. Heute denke ich an all jene österreichischen Episoden und Skandale, die immer wieder diesen gemeinsam geteilten Horror hervorrufen.

Als Empowerment-Trainerin wünsche ich uns, dass wir diesen Horror wahrnehmen, ihn gegenseitig (an-)erkennen und nicht versuchen, ihn zu vergleichen oder diese Erfahrungen gegeneinander auszuspielen. Sondern vielmehr Verbindungen schaffen durch die in unseren Körpern gespeicherten Erfahrungen von Vernichtung(-sbedrohung) und Überleben. Ich wünsche uns mehr Begegnungen, die weniger vom Wunsch nach strategischen Bündnissen als vom Wunsch nach Fürsorge und tiefer Verbindung getragen werden.

Wien, Mitte der 1990er Jahre

*Eine Schwarze Frau meines Alters spricht mich auf der Straße an und lädt mich herzlich zu einem wöchentlich stattfindenden Treffen Schwarzer Wiener\_innen ein. In der Folge treffe ich mich immer öfter mit Schwarzen Österreicher\_innen und bin mal mehr, mal weniger irritiert von ihrem Kampf gegen Rassismus sowie der Suche nach einer Schwarzen Positionierung. Vieles daran erscheint mir zu übertrieben oder zu radikal. Doch für einige Zeit finde ich eine kleine Heimat in einer Schwarzen Frauengruppe. Meiner Erinnerung nach verlasse ich die Gruppe aus Angst vor Konflikten...*

1997 begann die Geschichte der Initiative »Pamoja«. Mein anfängliches Unbehagen mit dieser plötzlichen und selbstgewählten Sichtbarkeit markierte den Beginn des schmerzhaften, aber auch heilsamen Prozesses meiner Politisierung als Schwarze Österreicherin. Schmerzhaft deshalb, weil ich all die gewaltvollen äußeren Markierungen erkannte, die ich bis dahin nicht als das benennen konnte, was sie gewesen waren: Rassismus. Heilsam u.a. deshalb, weil meine Perspektive nicht in Frage gestellt wurde. Die Existenz Schwarzer Menschen im deutschsprachigen Raum ist seit vielen Jahrhunderten dokumentiert. Für Schwarze Menschen war und ist es keine Option, nicht als 'Andere' markiert zu werden. Weiße Juden und Jüd\_innen wurden und werden ebenfalls fortwährend markiert, sie haben jedoch oft die Option, sich nicht als (rassifizierte) 'Andere' zu erkennen zu geben. Für viele Schwarze Menschen mündet die bewusste und selbstgewählte Positionierung als Schwarz in einen fruchtbaren Identitätsfindungsprozess und schafft kraftvollen Widerstand gegen ihre Konstruktion als rassifizierte 'Andere'. Sie führt aber auch zu vermehrten rassistischen (Gewalt-)Erfahrungen mit der weißen deutschen Mehrheit, die eine selbstbewusste Schwarze Sichtbarkeit als Provokation oder Bedrohung erlebt. Aus einer jüdischen Perspektive erklärt Maria Baader ähnliche Erfahrungen im Zuge der Sichtbarwerdung eines Zusammenschlusses jüdischer feministischer Frauen\* und Lesben – »Shabbeskreis« – ab Mitte der 1980er Jahre in der Westberliner Frauenszene damit, »daß allein unsere Anwesenheit und unser Wunsch, als jüdische Frauen wahrgenommen zu werden, schon eine Provokation waren. Wir erdreisteten uns (...) die Einheitlichkeit und Harmonie (...) zu stören, indem wir auf Unterschiede, ja auf Machtverhältnisse hinwiesen.« Ich wünsche mir von Schwarzen Deutschen und von deutschen Juden und Jüd\_innen mehr Mut zur Sichtbarkeit, um daraus Kraft für Widerstand und für Kritik an der Dominanzgesellschaft zu schöpfen und beständige Verbindungen zu schaffen. So blieben auch nach der Auflösung des Shabbeskreises 1989 viele der in seinem Kontext entstanden Verbindungen bis heute erhalten.

Im Laufe der 1980er Jahre sowie unter dem Eindruck der zunehmenden antisemitischen und rassistischen Übergriffe nach der deutschen Wiedervereinigung kommt es zu einer verstärkten Zusammenarbeit von Migrant\_innen, Schwarzen und jüdischen Frauen innerhalb der Frauenbewegung. Von einer Tagung 1989 wird berichtet: »Und plötzlich waren 'wir' viele, nicht mehr allein und voneinander isoliert, sondern sehr wütend. 'Wir' sagten laut, was 'wir' für rassistisch und antisemitisch hielten.« Es wird jedoch auch beschrieben, dass dieses »Wir« ein fragiles und zeitlich begrenztes war.

Ich wünsche mir und anderen Schwarzen und jüdischen Menschen, dass wir aus den Erfahrungen und Erkenntnissen jener Generation von mutigen Schwarzen und jüdischen feministischen Frauen\* und Lesben lernen. Ich wünsche uns jeweils sowohl mehr Besinnung auf selbstbestimmte Empowerment-Räume als auch die Klarheit, dass »Bündnisfähigkeit (...) durch eine intensive, beständige, selbstherrliche Auseinandersetzung mit der eigenen Verstrickung in Herrschaft erreicht« wird.

*Berlin, Mitte der 2000er*

*Filmvorführung des Films »Kaddisch für einen Freund«. Er erzählt von der Freundschaft zwischen dem alten Juden Alexander und dem jungen Palästinenser Ali. Der Film berührt mich sehr, doch eine Szene verärgert mich: Alis »arabische Freunde«, bedrängen ein deutsches blondes Mädchen. Die Szene erinnert mich an nationalsozialistische Propaganda, die Darstellung der Bedrängung des »deutschen blonden Mädels« durch »den Juden«. Mir wird schlecht. Im Publikumsgespräch spreche ich mein Unbehagen an, die Reaktionen vom Moderator und vom Filmregisseur sind zurückhaltend bis relativierend, die des Publikums ablehnend. Ich merke, wie ich zu zittern beginne vor Wut und Enttäuschung über diese Abwehr meiner Kritik.*

»Kaddisch für einen Freund« zeigt Möglichkeiten individueller Entscheidungsmacht für oder gegen Versöhnung und Transformation auf. Der Film reproduziert jedoch die rassistische Konstruktion des muslimischen männlichen Jugendlichen als aggressiv und sexuell bedrohlich. Die dramaturgischen und ästhetischen Anleihen an die Konstruktion des männlichen jüdischen Körpers der nationalsozialistischen Propaganda sind offensichtlich.

Ich wünsche mir eine ehrliche Auseinandersetzung mit antimuslimischen Ressentiments innerhalb der jüdischen Communities, die auch die Sozialisation von Juden und Jüd\_innen aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion berücksichtigt. Ich wünsche uns mehr kritische Analysen des Weißseins sowie weißer Abwehr- und Delegitimierungsstrategien aus einer Schwarzen und jüdischen Perspektive, die eine Selbstkritik des eigenen Weißseins durch weiße Juden und Jüd\_innen enthält.



Ich wünsche uns, dass Schwarze Menschen in Deutschland Antisemitismus und israelbezogenen Antisemitismus in ihren Communities klar benennen und ihm entgegenreten. Ich wünsche uns, dass sich jüdische Communities stärker den marginalisierten Stimmen kritischer Juden und Jüd\_innen öffnen, die innerhalb ihrer Community zwischen Vereinnahmung und Abwehr stehen. Ich wünsche uns, dass mögliche Bündnisse nicht auf Kosten weiterer anderer Rassifizierter gehen wie muslimischer Palästinenser im Besonderen und Araber\_innen im Allgemeinen oder (muslimischer) Geflüchteter. Ich wünsche uns außerdem, dass vielfältige Opfer-Narrative aus Kolonial- und Nazideutschland mehr gehört werden.

Ich wünsche uns, dass unsere Perspektive noch klarer wird, unsere Analyse noch schärfer unser Blick auf uns selbst noch ehrlicher, die Auseinandersetzung mit unserem Schmerz noch tiefer und der Wunsch nach Verbindung noch größer.